

Tag der Gemeinde, Beckum, 30. April 2005
Dr. Burghard Krause
Fröhlich kleiner werden und mutig wachsen

Verehrte, liebe Freunde des FMD in Westfalen,
liebe Schwestern und Brüder,

Kennen Sie Axel Noack? Bischof Axel Noack aus Magdeburg? Er ist Bischof der Kirchenprovinz Sachsen - jener kleinen Kirche mit den großen Lutherstädten Eisleben, Erfurt und Wittenberg. Die Blütezeit der Reformation ist auch da längst vorbei. Konfessionslosigkeit ist der Normalfall. Axel Noack leitet eine Kirche in einem Gebiet, aus dem - wie er kürzlich sagte - „mehr Heiden wegziehen als Halbchristen zuziehen“. Mit einem verschmitzten Lächeln erzählt er: „Meine Kirche ist steinreich“. Dabei meint er aber nicht die Finanzen, sondern die vielen steinernen Kirchengebäude. Die Kirchenprovinz Sachsen verfügt (gemessen an ihrer Größe) über die meisten Kirchen in Deutschland: 2300 Gotteshäuser - zum Teil wunderschöne mittelalterliche Bauwerke. „Der liebe Gott muss noch viel mit uns vorhaben, sonst hätte er uns nicht so viele Kirchen geschenkt“, sagt Noack mit einem Augenzwinkern. Und man weiß nicht genau, ob dieser Satz ein Scherz oder Ausdruck eines kindlichen Gottvertrauens ist. Viele Kirchen stehen leer in der Kirchenprovinz Sachsen. Nicht wenige drohen zu verfallen. Und die Kirche hat kein Geld, sie zu erhalten. Seltsamerweise aber sprießen private Fördervereine wie Pilze aus dem Boden: Selbst Konfessionslose in der 2. Generation und ehemalige „rote Socken“ spenden eifrig, damit die Kirche, zumindest als Gebäude, im Dorf bleibt. Wenn Axel Noack die Menschen fragt, warum sie das tun, hört er oft den Satz: „In dieser Kirche wurde meine Großmutter getauft“. Nun ist das sicher noch kein Bekenntnis zu Jesus Christus. Aber Noack reagiert darauf mit dem Hinweis: „Dann müsst ihr nun aber auch eure eigenen Kinder taufen lassen, sonst sagt in zwei Generationen niemand mehr: ‚In dieser Kirche wurde einmal meine Großmutter getauft‘“.

Axel Noack mag die Menschen. Sein waches Gesicht signalisiert Lust auf Begegnung - gerade mit den atheistisch geprägten Konfessionslosen der ehemaligen DDR. Er weiß, dass er keine anderen Menschen hat. Als Vorsitzender der AMD hat er uns missionarisch Gesinnten immer wieder ins Stammbuch geschrieben: „Wenn ihr die Menschen nicht mögt, so wie sie sind, dann könnt ihr gleich aufhören. Erst einmal müsst ihr die Menschen lieb haben. Dann könnt ihr ihnen auch mit dem Evangelium kommen“.

Wer Axel Noack begegnet, trifft auf einen Mann mit Wurzeln und Flügeln zugleich. Die Wurzeln reichen weit zurück in die DDR-Geschichte seiner Kirche. Er stellt sich dieser Geschichte. Weiß etwas von Leiden, Kampf und Niederlagen. Und ist trotzdem nicht wehleidig. Lässt sich nicht die Flügel der Hoffnung stutzen. Ein nüchterner Realist und ein glaubensfroher Optimist zugleich. Ein Mann mit einem geerdeten Christusglauben. Und einem befreienden Humor, der ihm hilft, immer wieder Abstand zu gewinnen von allem, was ihn bedrängt. Einer, der beides hat: Glaubensmut und Glaubensheiterkeit.

Warum ich Ihnen das alles erzähle? Nicht, um zu kompensieren, dass wir als Evangelische ja nun leider keinen Papst haben und zur Zeit mit einem versteckten Anflug von Neid auf das medienräftige Rom schauen. Nein: Ich teile die protestantische Zurückhaltung gegenüber dem klerikalen Personenkult. Aber es tut einfach gut, wenn man nicht nur immer kluge Texte zur Zukunft der Kirche studieren muss, sondern auch Menschen erlebt, an denen anschaulich wird, wie wir denn geistlich umgehen können mit den Herausforderungen, die auf uns zukommen. Wir brauchen einen geistlichen Umgang mit den Ab- und Umbrüchen in unserer Kirche – nicht nur einen pragmatischen.

Und noch aus einem zweiten Grund habe ich Ihnen von Axel Noack erzählt: Von ihm stammt nämlich der Satz, der zum Thema dieses Tages wurde: „Fröhlich kleiner werden – und mutig wachsen“. Ein typischer Noack-Satz. Zunächst klingt er ein wenig absurd. Wie soll das gehen: Kleiner werden und trotzdem wachsen? Und noch dazu das eine „fröhlich“ und das andere „mutig“! Das trifft nicht unsere nölige Stimmungslage. Die ist ja meist weder fröhlich noch mutig. Das Thema dieses Tages bürstet uns kräftig gegen den Strich. Es verlockt zu einer ungeschminkten Bestandsaufnahme, die frei ist von Wehleidigkeit - und zugleich zu einem Wagemut, der alles Resignative abstreift. Das finde ich äußerst reizvoll. Darum möchte ich jetzt mit Ihnen über beides nachdenken: über das fröhliche Kleiner-Werden - und über das mutige Wachsen auch.

I

Zuerst also: „Fröhlich kleiner werden“. Es geht um einen nüchternen Blick auf die Realitäten. Der lässt zunächst wenig Freude aufkommen: Nach den heute erkennbaren Trends werden die evangelischen Kirchen in Deutschland in den nächsten 25 Jahren die Hälfte ihrer Einnahmen und ein Drittel ihrer Mitglieder verlieren. Und das nicht, weil die Gottlosigkeit zunimmt, auch nicht, weil so viele aus der Kirche austreten, sondern vor allem auf-

grund der demographischen Entwicklung. Wir werden insgesamt weniger in Deutschland – und die wenigen werden immer älter. Um den demographischen Prozess umzukehren, müsste jede Frau zwischen 18 und 30 Jahren 3 Kinder gebären. Mit dem Bevölkerungsschwund nimmt die Überalterung zu. Die kürzlich verstorbene Schauspielerin Brigitte Mira stand noch mit 94 auf der Bühne. Das wird kein Einzelfall bleiben. Jedes zweite Mädchen, das heute geboren wird, hat die Chance, 100 Jahre alt zu werden. Weniger Menschen, mehr Alte, weniger Berufstätige mit Einkommen - das heißt aber auch: weniger Kirchensteuerzahler. Die verfasste Kirche wird kleiner werden. Und sie wird künftig über erheblich weniger Geld verfügen. Keine Missionsstrategie, keine innerkirchliche Leistungssteigerung wird diesen Trend grundsätzlich aufhalten. Wir geraten mehr und mehr in eine Minoritätssituation.

Zugleich zeigt ein nüchterner Blick auf die religiöse Landschaft: Wir bekommen immer stärkere religiöse Konkurrenz. Müssen uns auf dem unübersichtlichen religiösen Markt unter vielen Anbietern profilieren. Die Individualisierung religiöser Sehnsüchte wird zunehmen. Und die Pluralisierung religiöser Ausdrucksformen auch. Unsere Gesellschaft bekommt immer mehr ein multikulturelles und multireligiöses Gesicht. Darum halte ich es für eine Illusion, auf eine Rechristianisierung Europas zu hoffen. Nein, wir werden uns eher wieder auf urchristliche Verhältnisse einzustellen haben. erinnern Sie sich noch? Die Christenheit hat ja nicht mit einer flächendeckenden volkskirchlichen Präsenz begonnen. Sie hat als kleine, belächelte und verfolgte Minderheit in einem heidnischen bzw. multireligiösen Umfeld angefangen. Übrigens: Das war, was ihre missionarische Kraft und Leidenschaft angeht, sicher nicht ihre schlechteste Zeit. Wenn Paulus heute aus der Ewigkeit auf das Gebiet seiner ehemaligen Gemeinden in Kleinasien herabsieht, entdeckt er viele weiße Flecken auf der christlichen Landkarte. Auch bei uns werden die weißen Flecken zunehmen.

Eins scheint mir ganz wichtig zu sein: Dass wir aus der eben skizzierten Situation kein endzeitliches Krisenszenario machen. Nicht Dramatisierung ist angesagt, sondern die nüchterne Wahrnehmung, dass die Zeit der großen, flächendeckenden Volkskirchen in Deutschland (jedenfalls in ihrer bisherigen Gestalt) offensichtlich zu Ende geht. Das heißt ja nicht, dass Gott mit seiner Kirche in diesem Land nichts mehr vorhat! Christus hat seine Zusage „Ich will meine Gemeinde bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden“ meines Wissens bis heute nicht zurück genommen. Aber offenbar will er uns jetzt andere Wege führen die uns bisher vertrauten. Und warum sollte Psalm 23 nicht auch für

„Finanztärer“ gelten: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn du bist bei mir“.

Thies Gundlach, OKR in der EKD, beschreibt die Situation so: „Vor uns liegt keine Versagensgeschichte, sondern eine Umwandlungsgeschichte. Von uns sind Konzentrationsübungen verlangt, keine Katastrophenübungen!“ Konzentrationsübungen - das heißt: Wir müssen nach Prioritäten fragen, uns neu auf unsere Kernkompetenz konzentrieren. Müssen auf unausgetretenen Pfaden Phantasie entwickeln, wie wir das Evangelium unter die Leute bringen und welche Gemeindestrukturen sich eignen, um Menschen im Glauben zu beheimaten. Neuland liegt vor uns. Nicht ein Abgrund.

Fröhlich kleiner werden? So schnell will keine Freude aufkommen. Die Ressourcen-Verknappung ist ein schmerzhafter Prozess. „Schöner Streichen“ mag ein Motto für die Wohnungsgestaltung sein. In der Kirche tut es uns weh. Trauerarbeit ist angesagt. Die darf nicht übersprungen werden. Wir werden vieles los lassen müssen: Pfarr- und Mitarbeiterstellen - und damit wichtige personale Kontaktflächen zu den Menschen. Gemeindehäuser - und damit Lebensräume der Beheimatung in der Kirche. Ganze Arbeitsbereiche, die uns lieb geworden sind und für viele Identifikationspunkte ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde waren. Hier und da müssen sogar Kirchen aufgegeben werden - die symbolischen Zeigefinger Gottes und Signale der öffentlichen Präsenz des Evangeliums. Vor allem aber müssen wir Bilder von uns selbst loslassen. Müssen wie Abraham aus gewachsenen Identitäten auswandern. Das fällt schwer.

Kein Wunder, dass sich viele verweigern. In der Pfarrerschaft ist ein enormer Strukturkonservatismus zu beobachten: „Halte, was du hast!“ heißt die Parole. Gemeinden kultivieren ihren parochialen Egoismus. Igel sich ein wie in einer Wagenburg, um gegen das anrollende Geschütz der Stellenkürzung Front zu machen. Manche Hauptamtliche lähmt die Frustration. Und immer mehr Pastorinnen und Pastoren stoßen an die Grenzen ihrer Kraft, werden müde wie Elia unterm Ginsterstrauch. Solange wir an der Ideologie einer flächendeckenden kirchlichen Versorgung festhalten, bedeuten Stellenkürzungen ja die Verteilung der pastoralen Arbeit auf immer weniger Schultern. In einigen ostdeutschen Kirchen versorgt ein Hauptamtlicher bereits bis zu 20 – 30 Gemeinden. Manche Pastorinnen und Pastoren kommen mir vor wie Tellerdreher im Zirkus, die immer schneller von Stange zu Stange hetzen, damit kein Teller runterfällt. Viele beklagen, dass sie über die Grundversorgung nicht hinauskommen. Zentrale Aufgaben des Gemeindeaufbaus bleiben liegen.

Regionalisierung heißt die Zauberformel, die Abhilfe schaffen soll. Aber wir wissen alle: Regionalisierung ist ein Kind der Not, nicht ein Kind der Lust! Manchmal werden Gemeinden zu Einheiten zusammengepfertcht, die einfach nicht zusammenwachsen wollen, weil sie aufgrund ihres unterschiedlichen geistlichen Profils auch gar nicht zusammen gehören. Zugleich ist unbestreitbar: Kirche wird sich künftig weithin nicht mehr als parochialer Ortsverein sondern als ein regionales Netzwerk organisieren müssen. Das bedeutet einen mühsamen Umerziehungsprozess in unseren Gemeinden. Regionale Zusammenarbeit darf aber nicht am Reißbrett konzipiert werden. Und auch nicht nur unter Finanz- und Stellenplanungsdruck. Sie braucht eine geistlich-missionarische Perspektive unter der Frage: Welche Strukturen kirchlicher Arbeit fördern das Wachstum des Glaubens? Welche Kooperationen über Gemeindegrenzen hinweg erleichtern es uns, das Evangelium unter die Leute zu bringen? Wie können wir Gaben und Aufgaben so teilen, dass wir uns gegenseitig entlasten und stärken?

Natürlich kann man fragen, ob wir nicht die strukturelle Überdehnung der flächendeckenden volkscirchlichen Versorgung generell zurückfahren müssen. Thies Gundlach hat zu einer solchen Konzentration der Kräfte aufgerufen. Statt vieler ausgedünnter Gemeinden, die mit immer weniger Geld und hängender Zunge ein mittelmäßiges Programm aufrecht erhalten, das immer weniger Interesse findet, schlägt Gundlach sog. „Leuchtturm-Kirchen“ vor, die personell gut ausgestattet wie eine „Stadt auf dem Berge“ weit in eine Region ausstrahlen. „Inseln gelingender Kirchlichkeit“, die ganz neue Formen der geistlichen Versorgung ihres Umfeldes entwickeln. Aber ein solches Konzept ist noch Zukunftsmusik. Und es enthält viele ungelöste Probleme. Wir spüren es schmerzlich: Die bisherige Gestalt von Kirche wird uns genommen. Und die neue ist erst in Umrissen in Sicht. Fröhlich kleiner werden - wie soll das gehen?

Was wir in dieser Situation schmerzlicher Umbrüche dringend brauchen, sind Bilder, die uns geistlich nach vorn ziehen statt nach unten. Ein solches Bild will ich jetzt skizzieren: Als Jesus sich kurz vor seinem Tod von seinen Jüngern verabschiedete, hat er ihnen (so erzählt der Evangelist Johannes) gesagt: „Wenn eine Frau ein Kind zur Welt bringt, so hat sie Schmerzen, denn ihre Stunde ist gekommen. Und auch ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen“ (Joh. 16, 21f). Das Bild vom Geburtsschmerz spricht mich an. Ich habe die Geburt zweier meiner Kinder miterlebt. Habe wenigstens eine Ahnung davon bekom-

men, dass Geburtsarbeit Schwerstarbeit ist und kein Kinderspiel! Leidenschaft fürs Leben, die Leiden schafft. Der Mutter und dem Kind. Das Baby muss sich durch den engen Geburtskanal zwängen. Und für die Mutter bedeuten die Presswehen ein Ringen um Atem im Schmerz. Wehen sind rücksichtslos. Sie schonen die Frau nicht. Sie dienen nur dem neuen Leben. Aber eben genau das tun sie: Sie dienen dem neuen Leben. Und ein Leiden, das zum Leben drängt, ist anders zu ertragen als ein Leid, das zum Tod führt. Es gibt viel zerstörendes, sinnloses Leiden. Aber der Geburtsschmerz ist ein qualitativ anderer, ein produktiver Schmerz. Er macht Sinn, weil er einen Neuanfang einleitet. Er kann bejaht und gewollt, ja sogar aktiv gestaltet werden - zumindest dann, wenn das Kind selbst bejaht und gewollt ist. Er kann zu einem schöpferischen Leiden werden, in dem schon die Vorfreude auf das neue Leben aufkeimt.

Geburtsschmerz. Ein starkes, nach vorn ziehendes Bild! Eine provozierende Anfrage an unsere Sicht auf die Zukunft der Kirche. Uns fesselt ja oft skeptische Erwartungslosigkeit und heimliche Niedergangsstimmung. Worst-case-Szenarien fallen uns allemal leichter als das Malen von Hoffnungsbildern, die unsere Seele nähren. Die Phantasien sind auf Abbruch geschaltet – nicht auf Neuanfang. Das Bild vom Geburtsschmerz aber weist in die andere Richtung:

Was, wenn unsere Kirche in all den Ab- und Umbrüchen nicht in der Agonie - sondern in den Wehen liegt, um das Kind des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung neu zu gebären? Was, wenn unsere finanziellen Engpässe einem engen Geburtskanal gleichen, durch den wir als Kirche hindurch müssen, um wieder neu anzufangen - vielleicht zunächst im Schrei nach Gott, so wie ein Neugeborenes nach der Mutter schreit? Dann wären die schmerzlichen Ressourcenkürzungen der Beginn eines Neuanfangs: Ein produktiver Schmerz, den wir nicht fliehen müssen, sondern bejahen können. Dann könnten wir das Nölen einstellen und die Vorfreude auf das Kind wachsen lassen. Wehenschmerz aushalten – statt Wehleidigkeit kultivieren! Könnten uns der Geburtsarbeit stellen, auch wenn das die Abnabelung von alten Identitäten bedeutet. Wir könnten Geburtshelfer werden, Hebammendienste leisten.

Gott will zur Welt kommen. Immer wieder neu. Nur wenn wir das glauben, werden wir den Schmerz des innerkirchlichen Wandels annehmen. Und nur dann lohnt sich auch der Streit darüber, welche Schmerzen nötig und welche überflüssig sind.

II

Damit bin ich beim zweiten Stichwort unseres Themas: „Mutig wachsen“. Dass wir als Kirche kleiner werden, ist nicht das Problem. Ein wirkliches Problem haben wir, wenn wir nicht mehr wachsen wollen. Wachstum kann man nicht machen – das weiß jeder Kleingärtner. Aber man muss es wollen. Darf ich Sie fragen: Spüren Sie in sich, in Ihrem Presbyterium, in Ihrer Gemeinde die vitale Sehnsucht, dass etwas Neues heranwächst am alten Baum der Kirche? Dass unser Glaube nicht selbstgenügsam und dadurch fad wird, sondern andere ansteckt? Dass unser Gemeindeleben nicht wie ein austrocknender Fluss vor sich hindümpelt, sondern Fließkraft gewinnt, die Menschen mitzieht? Eine Kirche, eine Gemeinde, die nicht mehr wachsen will, ist krank. Alles Lebendige will wachsen. Was nicht mehr wachsen will, trägt schon den Keim des Todes in sich. Christus lebt. Er will, dass sein Leben sich fortpflanzt, sich multipliziert. Das Reich Gottes ist wie ein Senfkorn - kleiner geht's nun wirklich nicht mehr! - aber es will wachsen. Und es wächst mit unwiderstehlicher Kraft wie von selbst. Lesen Sie die Wachstumsgleichnisse Jesu! „Lasst uns wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist: Christus“, heißt es im Epheserbrief (Eph. 4, 15). In allen Stücken! Nicht nur „ein Stück weit“ - Sie kennen diese Floskel aus dem kirchlichen Insider-Vokabular. „Wachsen in allen Stücken“ - schlagen Sie das mal Ihrem Presbyterium als Jahresmotto vor! Die Gesichter möchte ich sehen. Die Alten haben selbst in Krisen noch gesungen: „Das Reich muss uns doch bleiben“. Unser Lied heißt oft: „Was bleibt, muss uns doch reichen“. Wollen wir das eigentlich noch: Wachsen? Nicht das fehlende Geld gefährdet unsere Kirche in ihrer Substanz, wohl aber die Preisgabe des Anspruchs, wachsen zu wollen.

Noch einmal: Wachsen kann man nicht machen. Aber man kann die Rahmenbedingungen beeinflussen, die Wachstum ermöglichen. Dabei geht es um ein Wachsen nach innen und nach außen. Beides hängt eng zusammen. Nur ein Baum mit tiefen Wurzeln kann eine ausladende Krone tragen. Nur eine Gemeinde, die geistlich in die Tiefe wächst, wird auch in die Breite wachsen. Wir werden umso anziehender, je mehr uns Christus selbst anzieht. Jesus hat uns das Geheimnis des Wachstums anschaulich im Bild vom Weinstock und seinen Reben vor Augen geführt. Drei kleine Worte: Bleibt in mir. Bleibt dicht an der Energiequelle, die euch speist. Dann bringt ihr viel Frucht. Konzentriert euch nicht auf die Früchte, auf die Effektivität und Außenwirkung eures Gemeindelebens. Kümmert euch um mich, sagt Jesus, dann kümmere ich mich um das Wachsen eurer Gemeinden. Und wir machen es meist umgekehrt.

Wachsen nach innen, in die Tiefe - das beginnt im engsten Mitarbeiterkreis, im Presbyterium zum Beispiel. Während der Vorbereitung auf dieses Referat habe ich einen Pastor in meinem Göttinger Sprengel angerufen. Er arbeitet in einer kleinen Gemeinde, die geistlich und numerisch spürbar wächst. Vor einem Jahr habe ich dort ein Glaubensseminar mit 120 Teilnehmern gehalten. Ich fragte ihn: „Was ist das Geheimnis eures Wachstums in Schönhagen?“ Er erzählte mir von seiner Kirchenvorstandsarbeit: „Wir nehmen uns in jeder Sitzung eine halbe Stunde Zeit zur Bibellektüre und zum Gebet“. Ein Leitungskreis, der sich selbst durch Gottes Geist leiten lässt. Es reicht nicht, wenn wir unsere Presbyteriumssitzungen mit dem lustlosen Verlesen der Losung beginnen, um dann nach hitziger Debatte über unsere eigene Tagesordnung Gott um die Absegnung unserer Beschlüsse zu bitten. Wir müssen ganz neu um die Tagesordnung Gottes für unsere Gemeinden ringen. Müssen fragen, was er denn wirklich segnen will.

In einigen Gemeinden meines Sprengels arbeitet man an der Entwicklung eines Gemeindeleitbildes. Das kann helfen, Prioritäten zu setzen, zu entdecken, was wirklich dran ist, und zu lassen, was entbehrlich scheint. Ich habe angeregt, dass die Gemeinden sich im Prozess der Leitbildentwicklung nicht nur mit ihren eigenen, durch Mittelknappheit gestützten Ideen befassen, sondern auch mit den kraftvollen Bildern von Kirche, die uns das Neue Testament malt: Leib Christi, Haus der lebendigen Steine, Salz der Erde, Licht der Welt, Brief Christi. Gut, wenn wir nicht nur den kirchlichen Mangel verwalten, sondern Kirche neu träumen. Aber der Stoff, aus dem die Träume sind, braucht die weite Perspektive und das kritische Korrektiv der Verheißungen Gottes. Sonst träumen wir ins Leere. Manchmal stirbt ein Gemeindeleben auch an den zu kleinen Visionen, weil Gottes Zusagen aus dem Blick geraten.

Und wie wachsen wir nach außen? Zum Beispiel indem wir Menschen, die auf der Suche sind, Räume mit offenen Türen anbieten: Lebensräume, Glaubensräume, auch Kirchenräume. Immer mehr Kirchen in meiner Landeskirche tragen das Signet „Verlässlich geöffnete Kirche“. Ein Göttinger Pastor erzählte kürzlich: Da kommt ein Mann mit einem Hund an die Kirchentür. „Darf der Hund mit rein?“, fragt er den Pastor. Der geht humorvoll in die Offensive und antwortet: „Wenn der Hund beten kann!“ „Das kann ich auch nicht“, sagt der Mann. Beginn eines intensiven Dialogs. Es werden immer mehr, die vom Glauben an Christus weit weg sind - und sich doch nach einer Begegnung mit dem Heiligen sehnen. Mütter mit kleinen Kindern unterbrechen den Einkauf, um in der Kirche eine Kerze zu ent-

zünden. Lassen sich anrühren von der Symbolik des Heiligen Raums. Übrigens: Ein weites Feld für Kirchenführungen mit einer kirchenpädagogisch-missionarischen Ausrichtung. Inmitten der zunehmenden Banalität des Lebens wachsen spirituelle Sehnsüchte. Wir können sie, wenn wir wach sind, behutsam auf den lenken, der den Lebensdurst stillt. Viele, die auf der Suche sind, möchten allerdings nicht gleich christlich vereinnahmt werden. Stehen lieber erst mal hinter der Säule im Kirchenschiff, um zu gucken, was wir Christen da machen. In der Anglikanischen Kirche in England hat man entdeckt: Der Beheimatung im Glauben geht häufig eine Beheimatung in einer Gemeinde voraus. Wo ein Mensch das gastfreundliche, einladende Lebensumfeld einer Gemeinde erfährt, ohne gleich nach einem Bekenntnis gefragt zu werden, da wachsen oft Lust und Mut, schrittweise auszuprobieren, wie weit der Glaube trägt. Wir brauchen eine neue Phantasie der Zuwendung, die im Halbdunkel zwischen Glaube und Unglaube nicht Grenzen zieht, sondern die Türen weit aufmacht.

Räume mit offenen Türen - das betrifft auch unsere Gottesdienstkultur. Die protestantische Kirche des Wortes“ ist zu kopflastig. Ihr fehlt oft die „Sprache der Sinnlichkeit“, die Sprache der Zeichen und Symbole, die berührt und nicht nur belehrt. Segnung, Krankengebet, Liturgien der Umkehr und der Vergewisserung können Gottes Menschenfreundlichkeit sinnlich vermitteln. Viele glauben sich ihren eigenen Glauben nicht mehr. Sehnen sich danach, dass er ihnen neu zugesprochen wird. Ich weiß noch, wie ich in einer Osternacht zu einer Taufferinnerung an den Taufstein lud. Schlangen von Menschen. Mit Taufwasser habe ich ihnen ein Kreuz auf die Stirn gemalt und ihnen gesagt: „Du bist getauft. Du gehörst Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Gehe hin im Frieden!“ Zeichen tiefer Berührung in den Gesichtern. Und viele Gespräche nach dem Gottesdienst. In „Thomasessen“ erleben wir nicht selten, wie Menschen im geschützten gottesdienstlichen Raum ihren Schrei nach Leben an eine Gebetswand heften, Seelsorge in Anspruch nehmen, sich persönlich segnen lassen. Mancher versteckte Hunger bricht auf, wenn der Tisch einladend gedeckt ist. Räume mit offenen Türen, menschliche und geistliche Räume - die brauchen wir, wenn wir als Kirche wachsen wollen.

Mutig wachsen - dazu gehört auch, dass wir Christen im Alltag die Schweigespirale um das Thema Glauben durchbrechen. Junge Moslems laufen inzwischen mit T-Shirts durch unsere Straßen. Darauf steht: „Ich bin Muslim - und was bist du?“ Warum die Scheu und Scham, uns zu Jesus zu bekennen? In der so genannten Postmoderne, im nachchristlichen Zeitalter - so höre ich Christen sagen - sei es schwer, über den Glauben zu reden. Aber wir

haben keinen Grund zu einem frommen Kultur- und Zeitgeist-Pessimismus. Gott ist allen Zeiten gleich nah. Es gibt keine Zeit, keine Kultur, die dem auferstandenen Christus grundsätzlich verschlossen sind. Und umgekehrt: Es hat noch keine Zeit gegeben, die dem Evangelium gegenüber völlig offen war. Allerdings müssen wir stärker hinhören auf die postmodernen Sehnsüchte und Ängste der Menschen, damit unser Reden vom Glauben sie erreicht. Unsere Zeitgenossen fragen zum Beispiel nicht mehr: Was ist wahr? Sie fragen: Was hilft? Was dient mir am besten zur praktischen Bewältigung meines Lebens und seiner Krisen? Dogmatische Richtigkeiten interessieren nicht. Die Wahrheitsfrage ist out. Stattdessen heißt die pragmatische Frage „Was bringt mir das?“ Auch alle religiösen Angebote werden diesem Nützlichkeitsdenken unterworfen. Das zeigt die postmoderne Patchwork-Religiosität, in der sich Menschen ihre Lebenshilfe aus ganz unterschiedlichen weltanschauliche Quellen zusammenbasteln. Man kann das beklagen. Aber hilft uns das weiter? Wir sind herausgefordert, die Lebensdienlichkeit des Glaubens deutlich zu machen, seine praktische Relevanz, seinen Nutzwert für den Alltag: Warum beten und nicht Horoskop lesen? Was bringt mir der Glaube, wenn ich arbeitslos bin? Nach welchen Kriterien soll ich eine wichtige Entscheidung treffen? Wie bewältigen Christen ihre Ehekrisen? Was sage ich dem Kind nach dem Tod des Großvaters, wenn es fragt: „Schaut Opa uns jetzt vom Himmel zu?“ Solche Fragen nötigen uns dazu, unseren Glauben ins Leben zu ziehen. Nur ein Glaube, der lebensdienliche Kraft entfaltet, ist für unsere Zeitgenossen attraktiv.

Damit komme ich zu einem letzten Punkt, der mich je länger desto mehr umtreibt, wenn ich an das „mutige Wachsen“ unserer Kirche denke. Als Einstieg eine kleine Szene: Da begrüßt eine Frau ihren neuen Pfarrer mit den Worten: „Schön, dass nun wieder Licht im Pfarrhaus brennt“. Der Pastor möchte wissen, warum das denn für sie so schön sei. Die spontane Antwort: „Wir wissen jetzt, dass im Dorf wieder gebetet wird“. Das klingt fromm, ist aber bei näherem Hinsehen Ausdruck einer verhängnisvollen Delegation. Beten ist ja kein pastorales Privileg. Beten ist Gabe und Vorrecht aller Kinder Gottes. Aber die Frau hat das Beten offenbar an ihren Pastor delegiert. Er steht im Dorf für das Beten ein. Mit ihm steht und fällt es. Das ist nur ein kleines Beispiel für eine verhängnisvolle Delegationsspirale, die unsere ganze Kirche prägt. In einem Satz formuliert: Gaben und Aufgaben, Charismen und Talente, die Gott an viele Glieder im Leib Christi verteilt hat, werden ans Pfarramt delegiert. Der Theologe Rudolf Bohren hat einmal spitz formuliert: „Wir haben die Gaben im Pfarramt eingesargt“. Trotz der Reformation, trotz Luthers These vom „allgemeinen Priestertum“ haben wir miteinander seit Jahrhunderten eine Kirche eingeübt,

deren Leitvers heißt: Der Pastor ernährt die Gemeinde - und sie verzehrt ihn. Diese Pfarzerzentrierung macht die Pastoren zu überforderten Universaldilettanten und verhindert zugleich das Mündigwerden unserer Gemeinden. Die Delegationsspirale hält sich wider besseres geistliches Wissen deshalb so hartnäckig, weil sie die Gemeinde von ihrer geistlichen Herausforderung, Subjekt ihres Gemeindelebens zu sein, entlastet - und zugleich die Pastoren in ihrer Schlüsselrolle aufwertet.

Unsere Kirche kann nur wachsen, wenn wir diese Spirale durchbrechen. Das wird Widerstand und Ärger hervorrufen. Aber wir müssen mutig auf die Ausbildung eines Laienapostolats zugehen, auf die Stärkung ehrenamtlicher geistlicher Verantwortung für das Gemeindeleben. Und wir brauchen eine Pfarrerschaft, die das auch will. Pastorinnen und Pastoren, die - im Bild gesprochen - nicht mehr vorrangig „Feldspieler“ sein wollen (während die Gemeinde auf der Zuschauertribüne verharrt), sondern zu „Trainern“ werden, die Menschen befähigen und ermächtigen, ihre ihnen von Gott geschenkten Fähigkeiten und Berufungen auszuleben. Hier liegt meines Erachtens die größte Herausforderung für das Wachsen unserer Kirche.

„Fröhlich kleiner werden - und mutig wachsen“. Beides mutet uns Gott zu. Von Fulbert Steffenski, einem geistlichen Lehrer beider großen Volkskirchen, stammen die Sätze: „Die Kirche wird sich verändern, aber sie wird nicht untergehen...Wir haben keine Zeit für Selbstmitleid und Weinerlichkeit, wir haben etwas zu tun. Vielleicht brauchen wir jetzt am meisten Heiterkeit und Stolz auf die Arbeit, die uns zugemutet ist, gegen die Trauergeister, die uns gefangen halten und lähmen“. Ich habe noch einmal das Gesicht von Axel Noack vor Augen. Glaubensmut und Glaubensheiterkeit. Wurzeln und Flügel. Realitätssinn und Verheißungsorientierung. Wie gut, dass es Menschen gibt, die uns nach vorn ziehen und uns sagen: Gott hat noch einiges mit uns vor! Ich danke Ihnen fürs Zuhören.